

GREENPEACE



Greenpeace Member Nr. 02/24



Debatte
Unsere
Gewässer leiden –
wie weiter?

S. 31

Im Fluss

Das steckt dahinter
Das leise
Verschwinden der
Fische

S. 29

Let's talk about climate change

Kein Wachstum ohne Ende:
Wie schaffen wir die Umkehr,
um unser aller Wohlergehen zu
stärken und die Umwelt zu
schützen? Jetzt anmelden für die
Ranfter Klimagesprache vom
28. bis 30. Juni 2024.



zentrumranft.ch/event/6-ranfter-
klimagespraechen-2024

Es beginnt damit,
dass ich denke,
Greenpeace, das
sind doch die
Kiffer:innen, die
vor dem Cop21 fragen,
ob man wissen
ob man wissen
wie schwer ein
Eisbär sei. *1

⇒ Die lassen sich ihr Heft
beschnitten? Das
beeindruckt mich –
und ich sage zu!

*2 Ich weiss nicht, ob dieses
Narrativ sinnvoll ist. Sind
nicht wir alle es, die
zu oft untätig sind?

*1: Genügend schwer,
um das Eis zu brechen.

Editorial

Ich erinnere mich noch gut daran, wie wir als Kinder regelmässig von Entdeckungstouren im Wald zurückkamen und dabei – zur grossen Freude meiner Mutter – allerlei unglaublich spannende Sachen mitbrachten. Raupen, die wir zu Schmetterlingen grossziehen wollten, Ameisen, für die wir einen Bau bastelten, oder Schnecken, die von uns ein Zuhause mit Rutsche erhielten. Mein Herz aber schlug am meisten für die Kaulquappen. Diese quartierten wir jeweils in einem selbst gemachten Terrarium ein und fütterten sie, bis aus ihnen kleine Frösche wurden. Stolz wie Oskar brachten wir sie dann wieder zurück in den Wald, um ihnen ein schönes Leben im Tümpel zu garantieren. Ein Gedanke, der früher selbstverständlich war – heute jedoch nicht mehr.

Unsere Biodiversität schwindet, besonders die aquatische. Schweizer Gewässer leiden unter den Folgen der Klimakrise und mit ihnen lautlos ihre Bewohner:innen. Doch während Fische (S. 29) und Kröten (S. 36) um ihr Überleben kämpfen, schaue die Politik mal wieder untätig zu (S. 31). Ein Problem, das nicht nur hierzulande besteht. Auch in Afrika verendet das Leben im Victoriasee kläglich (S. 10), und Tier und Mensch fürchten im Donaudelta um ihre Zukunft (S. 16).

Von all diesen Schicksalen möchten wir Ihnen in dieser Ausgabe erzählen und Sie hoffentlich damit berühren. Denn nur so können auch zukünftige kleine Wunderfitze die Chance erhalten, mit Fischen und Kaulquappen Bekanntschaft zu machen.

Danielle Müller
Redaktionsleitung

Inhaltsverzeichnis

Im Strom



Reportage

Ein Besuch im Donaudelta, einem der grössten Biosphärenreservate Europas, wo Mensch und Natur in eine unsichere Zukunft blicken.

S. 16

International

Bangen um den Victoriasee

S. 10

Aufgedeckt

Kämpfen für Ernährungssicherheit

S. 33

IMPRESSUM
GREENPEACE MEMBER 2/2024

Herausgeberin/
Redaktionsadresse:
Greenpeace Schweiz
Badenerstrasse 171
8036 Zürich
Telefon 044 447 41 41
redaktion@greenpeace.ch
greenpeace.ch

Redaktionsteam:
Danielle Müller (Leitung),
Franziska Neugebauer
(Bildredaktion)
Korrektorat/Faktencheck:
Marco Morgenthaler,
Danielle Lerch Süess
Texte: Tobias Asmuth, Jara
Petersen, Christian Schmidt,
Valerie Thurner
Fotos: Tobias Kruse,
Frédéric Noy
Illustrationen: Jörn Kaspuhl,
Raffinerie, Janine Wiget
Gestaltung: Raffinerie
Bildbearbeitung: Marjeta Morinc
Druck: Stämpfli AG, Bern

Papier, Umschlag und Inhalt:
100% Recycling
Druckauflage: d 75 000, f 13 000
Erscheinungsweise:
viermal jährlich

Das Magazin Greenpeace geht an alle Mitglieder (Jahresbeitrag ab Fr. 84.-). Es kann Meinungen enthalten, die nicht mit offiziellen Greenpeace-Positionen übereinstimmen.

Stimmt Ihre Adresse noch? Planen Sie einen Umzug? Wir nehmen Änderungen gerne entgegen: schweiz@greenpeace.org oder 044 447 41 41

Spenden:
CH07 0900 0000 8000 6222 8
Online-Spenden:
greenpeace.ch/spenden

Aktion	4
Fortschritt	6
Taten statt Worte	7
Engagement	9
International	10
Aktuell	14
Zahlen & Fakten	15
Reportage	16
Das steckt dahinter	29
DIY	30
Debatte	31
Aufgedeckt	33
Mein grüner Wille	33
Rätsel	34
Schlusswort	35
Spotlight	36





Pestizid- verschmutzung gestoppt

Im Sommer 2023 deckte Greenpeace Grossbritannien gemeinsam mit Public Eye in einer Recherche die verheerenden Folgen des Einsatzes von Chlorothalonil für Mensch und Umwelt in Costa Rica auf. In der Schweiz ist das Mittel gegen Pilzbefall wegen seiner krebserregenden Wirkung seit 2019 verboten. Ende Jahr gab nun auch die Regierung Costa Ricas dem Druck von Greenpeace und weiteren Umweltschützer:innen nach und verbot die Produktion, den Verkauf und den Import des Pestizids.

Bild: © José Díaz

Klimaklage gewonnen



Gemeinsam mit «Natur og Ungdom» (Natur und Jugend) zog Greenpeace Norwegen im Januar vor das Bezirksgericht in Oslo, um die Produktionspläne des Energieministeriums für drei Öl- und Gasfelder in der Nordsee zu verhindern – und gewann. Dies bedeutete einen sofortigen Stopp der Förderung aus den Feldern Bredablikk, Yggdrasil und Tyrving. «Das ist ein erwarteter und vernichtender Sieg. Wir sind zufrieden, dass das Bezirksgericht ein gründliches Urteil gefällt hat», sagt Frode Pleym, Leiter von Greenpeace Norwegen.

Bild: © Rasmus Berg / Greenpeace

Unesco- Welterbe gerettet

Der Neusiedler See im ungarischen Fertőrákos steht mit seinen Kulturlandschaften seit 2001 auf der Liste des Unesco-Welterbes, und trotzdem wollte Ungarn in dem Gebiet einen 77 Hektaren grossen Tourismus-Hotspot mit Hotelkomplex, Freizeitpark und Jachthafen errichten. Dagegen ging Greenpeace vor Gericht vor und war siegreich. Das geplante Grossprojekt soll nun deutlich kleiner ausfallen: «Durch unseren vierjährigen gemeinsamen Kampf mit den Bürger:innen vor Ort haben wir erreicht, dass die Anzahl der geplanten Gebäude und das Bauniveau in der neuen öffentlichen Ausschreibung deutlich reduziert wurden und dass wirklich ein sanfterer Ökotourismus angestrebt wird, der im Einklang mit der Natur arbeitet», zeigt sich Greenpeace Ungarn zufrieden. So dürfte der Neusiedler See ein Paradies für Fische, Vögel und Co. bleiben.

Bild: © Mijta Kobal / Greenpeace



Gemüse, neu erfunden

Esther Kern,
Autorin
und Gemüsetüftlerin



Buy Now! :)

Mehr Infos
zur
Veg-Alp



veg-alp.com

Text: Jara Petersen

Esther Kern ist Journalistin, Autorin und Foodscout. Sie beschäftigt sich seit vielen Jahren mit Geschichten rund ums Essen – und sie liebt Gemüse. Ihr Tun dreht sich um das bunte Allerlei von Knollen, Blättern und Stängeln, das ihr so viel Freude macht. «Beim Gemüse können wir noch einiges entdecken», sagt sie, es sei ein «Abenteuer vor der Haustüre». Esther zeigt, dass Gemüse mehr als schlaife Beilage sein kann, und sie will die Lust am Experimentieren wachkitzeln. Denn beim Essen seien wir alle Gewohnheitstiere, und es tue gut, aus unserem Ernährungs-Hamsterrad ausbrechen.

Ihr Fokus liegt beim einheimischen Gemüse und dessen ganzheitlicher Verwertung. Daneben

erkundet sie auch die Verwendungsmöglichkeiten von ausländischen Gemüsen und Früchten, um das Spektrum der Zubereitung zu erweitern. Gerade experimentiert sie mit der Verwertung der Schalen von Zitrusfrüchten, die wir meistens achtlos in den Kompost wandern lassen, wohingegen sie im Süden in den Kochtöpfen landen. Die Ganzheitlichkeit stand auch bei ihrem Kochbuch «Leaf to Root» im Fokus, wo sich unter anderem Rezepte für Rüeblikraut und Wassermelonenschalen finden. Analog zu «Nose to Tail» versammelt das Buch Rezepte für Gemüse- und Fruchtteile, die gemeinhin als ungeniessbar und unbrauchbar gelten.

Die Suche nach dem guten Geschmack leitete Esther Kern auch beim kulinarischen Projekt «Veg-Alp»: Zusammen mit dem

Koch Jann Hoffmann tüftelte sie an einer veganen Alternative zu den Alpprodukten Käse und Fleisch. So machten sie aus Randen Bündnerfleisch und ein Randen-Steak, deren Konsistenz an diejenige der Originalprodukte erinnert. Und im Gegensatz zu den veganen Schnitzeln und Würstchen aus dem Supermarkt hat das Randen-Steak von Veg-Alp «keine Industrie gesehen». Die Reise mit der Entwicklung von natürlichen, gesunden Gemüseprodukten ist noch nicht zu Ende: Dieses Jahr noch soll ein weiteres Veg-Alp-Produkt in den Regalen zu finden sein, das die Gemüseh Herzen höherschlagen lässt.

→ Siehe nächste Seite.

Illustrationen Seite 7/8: Jörn Kaspühl schloss 2008 sein Studium an der Universität in Hamburg als Illustrator ab. Nach langem Aufenthalt in Berlin arbeitet er heute wieder in der Hansestadt.

Von der Tonne auf den Rücken

Ist denn nicht das der Kern des Problems - dass es bei jeder guten Idee am Schluss darum geht, den Watsen anzuhaken?

Hier gehts zu den Rucksäcken



ucon-acrobatics.com

* Was wir wirklich brauchen ist doch Verzicht.

Jochen Smuda und Martin Fussenegger, Gründer von Ucon Acrobatics



Text: Fabienne Wich, Greenpeace Schweiz

«Jede Industrie muss sich um ihren eigenen Dreck kümmern.» Mit diesem Motto machen sich Jochen Smuda und Martin Fussenegger auf, die Fashionindustrie zu revolutionieren. Die beiden Gründer des Berliner Rucksacklabels Ucon Acrobatics arbeiten mit einem Recyclingverfahren, bei dem synthetische Textilabfälle zu neuen Garnen verarbeitet werden. Das Label sieht darin einen Ansatz im Umgang mit dem globalen Abfallproblem der Textilindustrie.

Exportierte Altkleider landen heute zum grössten Teil auf Deponien oder werden verbrannt. Nur 0,6 Prozent der weltweiten Textilabfälle werden recycelt. «Es ist einfach zu viel Müll, und es kann nicht alles nach Afrika geschoben werden.» Die Kleinunter-

nehmer wissen: Solange dem Textilmüll kein Wert beigemessen wird, kümmert sich niemand um eine kommerzielle Verarbeitung. Sie wollen das ändern, indem sie mit dem Abfall ihrer eigenen Branche kreislauffähige Produkte designen. Die grossen Player der Textilindustrie sagen, dass diese Verfahren noch nicht kommerziell seien. «Das ist Blödsinn. Es gibt Textilrecycling-Möglichkeiten, und wir beweisen, dass diese wirtschaftlich anwendbar sind», so Jochen und Martin.

In den letzten Jahren wurde genau das auf Pilotanlagen in Asien bewiesen. Dort steht der Sprung zu industriellen Grossanlagen kurz bevor. Um diese Entwicklung auch in Europa anzustossen, seien sie zu klein, das wissen die beiden, dafür brauche es die grossen Unternehmen.

Diese zu inspirieren, den Weg des Textilrecyclings einzuschlagen, das setzen sie sich zum Ziel. Hier und da gibt es Marketingkollektionen, die Unternehmen nutzen, um den Nachhaltigkeitstrend zu bedienen. Das reicht Jochen und Martin nicht. Echter Wandel sei ohne politische Regulierung nicht möglich. Man müsse dem umweltschädlichen Tun der Modeindustrie einen Riegel schieben.

Währenddessen gehen sie mit ihren neun Mitarbeitenden einen Schritt voran. Sie planen, bis Ende 2024 ihre gesamte Produktion mit ihrem Textilrecycling-Verfahren umzustellen. «Die Klimakrise lässt uns nicht viel Zeit, deshalb wollen wir mit Mut, Innovation und Transparenz zeigen, dass das ein gangbarer Weg ist – denn wenn wir das schaffen, schaffen es andere auch.»

Ja zur Energiewende!

Die Schweiz wird am 9. Juni über das Stromgesetz abstimmen, denn es wurde ein Referendum dagegen ergriffen. Greenpeace setzt sich für ein Ja zum Gesetz ein. Vier Gründe, warum.

Text: Nathan Solothurnmann, Greenpeace Schweiz

1

~~Rückschritt~~ Fort-

Das Bundesgesetz für eine sichere Stromversorgung ist ein zentrales Element zur Umsetzung des Klimaschutzgesetzes, das im vergangenen Jahr mit fast 60 Prozent Ja-Stimmen angenommen wurde. Die Schweiz kann sich damit aus der Abhängigkeit von fossilen Energien wie Öl und Gas befreien, die oftmals aus kriegerischen und erpresserischen Staaten stammen und dem Klima wie auch der Natur immens schaden. Auch wird die Atomkraft in der Schweiz so überflüssig.

3

~~Strafen~~ Belohnen

Das Stromgesetz schafft Preisstabilität und belohnt Energiesparen. Eine Senkung unseres Energieverbrauchs ist entscheidend, um Klimaschutz zu gewährleisten und die CO₂-Emissionen aus Verkehr, Gebäuden und Industrie zu senken. Zudem werden lokale Elektrizitätsgemeinschaften möglich, bei denen sich Erzeuger:in und Verbraucher:in zusammenschliessen und ihren Strom effizient nutzen können.

2

~~Zerstören~~ Schützen

Der Schutz unberührter, natürlicher Landschaften ist für Greenpeace Schweiz zentral. Im neuen Stromgesetz bleiben Biosphären von nationaler Bedeutung geschützt. Einsprachen gegen den Bau von Wind- und Solarparks sind weiterhin möglich. Realistischerweise wird der grösste Teil des Solar-Zubaus auf bestehender Infrastruktur erfolgen, da das Gesetz eine Solarpflicht auf Dachflächen ab 300 Quadratmetern vorsieht. Und Freiflächenanlagen können jederzeit schadlos rückgebaut werden.

4

~~Nachteil~~ Vor-

Der Bau von alpinen Solar-, Wind- und Wasserkraftwerken wäre auch bei einer Ablehnung des Stromgesetzes weiterhin möglich. Ein Nein schützt die Natur darum nicht. Stattdessen würde die Schweizer Energiepolitik um Jahre zurückgeworfen, und es droht das Risiko, dass neue Atom- und Gaskraftwerke geplant würden. Für Greenpeace überwiegen darum die Vorteile des Stromgesetzes klar.

DER KAMPF UM DIE *EXISTENZ DES VICTORIASEES

*Bis der Victoriasee nicht mehr existiert sind wir schon lange weg.
Tatsächlich könnte man aber ein komplettes Bioprestadium in und rund um
den See betreiben. Auch zu den Folgen menschlichen Wirkens.



Die Nacht bricht in der Bugala-Bucht, Uganda herein. Um die Flamme zu löschen, spuckt ein Fischer Seewasser auf eine Öllampe, die er auf einem Bambusgestell befestigt hat.



Bukoba, Tansania: Die Boote der Dagaa-Fischer wurden nach einer stürmischen Nacht am Hauptlandungsstrand vertäut. Auf der Suche nach Fisch landen weisse Reiher auf der Reling und überfliegen die Boote.

Umweltverschmutzung und Überfischung bedrohen den grössten See Afrikas. Und damit die Lebensgrundlage von Millionen von Menschen. Rasante Verstädterung und mangelhafte Infrastruktur zerstören den Lebensraum von einst Hunderten von Fischarten. Bei der Bekämpfung des Problems bringen Grossinvestitionen von Entwicklungsbanken bisher wenig Erfolg. In Kenia entwickelt ein Start-up mögliche Lösungen.

Text: Valerie Thurner
Bilder: Frédéric Noy

Einst galt er als «Darwin's Dreampond», ein Biodiversitätswunder mit über 500 endemischen Fischarten, darunter vielen Buntbarschen, und anderen Wasserorganismen: der Victoriasee in Ostafrika. Mit einer Fläche von 68000 Quadratkilometern ist er der zweitgrösste Süsswassersee der Welt und bildet für rund 50 Millionen Menschen in der Region eine wichtige Lebensgrundlage. Etwa 8 Millionen sind direkt von kleinbetrieblicher Fischerei abhängig. Exzessive Exportfische-

rei und die kontinuierliche Einleitung von Nährstoffen und Chemikalien aus Landwirtschaft, Industrie und Privathaushalten entlang der über 20 Zuflüsse haben das ökologische Gleichgewicht eines der einst fischreichsten Seen Afrikas zerstört. Inzwischen ist er zum Schauplatz eines der grössten jemals dokumentierten Artensterben geworden; in den letzten zehn Jahren gingen ca. 60 Prozent des Fischbestandes verloren.

Rapide Verstädterung

In Ostafrika wachsen Städte schneller als im globalen Durch-

schnitt. Grund ist die anhaltende Landflucht: Arbeitssuchende junge Leute zieht es in Ballungszentren. Historisch bedingt liegen diese meist an Flussläufen oder in Buchten von Gewässern. So sind auch die Städte um den Victoriasee und entlang seiner Zuflüsse in den Anrainerstaaten Kenia, Uganda und Tansania im vergangenen Jahrzehnt exponentiell gewachsen. Müllentsorgung und Abwasser aufbereitung erfolgen nach wie vor mangelhaft. In Afrikas kleinen und mittelgrossen Städten werden nur 10 bis 20 Prozent der Abwässer aufbereitet. Ein Grossteil der

Abwässer aus den Haushalten fließt unbehandelt in die Flüsse – und schliesslich in den See. Auch Chemikalien aus den Industrieabwässern von Kisumu, Mwanza oder Kampala. Kommerzielle Landwirtschaft und Abholzung entlang von Flussufern sorgen zudem dafür, dass in Regenzeiten der gedüngte Boden erodiert und samt den Nährstoffen in den See eingeschwemmt wird. Das hat auch verheerende Auswirkungen auf die Gesundheit: Weil die Bevölkerung das kontaminierte Wasser aus dem See und seinen Zuflüssen zum Kochen und Waschen nutzt, verbreiten sich Krankheiten wie Typhus und andere Durchfallerkrankungen.

Mangelhafte politische Kooperation

Die Anrainerstaaten haben zwar längst erkannt, dass Handlungsbedarf besteht, doch eigene wirtschaftliche Interessen führen zu vielen Zielkonflikten in der grenzübergreifenden Wasserwirtschaft. Seit 2003 gibt es die unter dem Dach der ostafrikanischen Staatengemeinschaft gegründete Koordinationsbehörde «Lake Victoria Basin Commission», mit dem Ziel der wirtschaftlichen Erschließung bei gleichzeitiger Erhaltung der gesamten Seenregion. Dazu gehören auch Ruanda und Burundi; die Länder liegen am Kagera-Fluss – auch oberer Nilllauf genannt –, dem grössten Zufluss in den See. Zusammen mit Entwicklungsagenturen wie der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit soll ein institutionelles Dach für sämtliche Binnenengewässer in der Region aufgebaut werden.

Erst ein gemeinsames Wasserinformationssystem mit einem Überwachungsmechanismus und Datenaustausch kann Zustandsberichte zur Wasserqualität liefern, die genügend aussagekräftig sind, um als Entscheidungsgrundlage für Investitionen zu dienen.

Bis anhin kommen solche Kooperationsbestrebungen aber nur schleppend voran, was auch für Grossinfrastrukturprogramme der Weltbank und ihrer Partner im Bereich der Abwasseraufbereitung gilt.

Die Uno schätzt, dass weltweit etwa 2,4 Milliarden Menschen nicht an Kanalisation und Abwasseraufbereitung angeschlossen sind. Seit den 1990er-Jahren fließen Hunderte Millionen Dollar in Abfall- und Abwassersysteme, mit sehr durchzogener Bilanz. Die Kläranlagen, wie sie etwa in der Hafenstadt Kisumu (Kenia) stehen, decken weder den lokalen Bedarf, noch erfüllen sie internationale Minimalstandards. Im globalen Süden braucht es kostengünstige und lokale Innovationen, damit ökologisch gewirtschaftet werden kann.

Die Wasserhyazinthe: Vom Saulus zum Paulus

Manchmal muss man gar nicht weit suchen, um Lösungen zu finden. Die Wasserhyazinthe, die vor Jahrzehnten über Flüsse in den Victoriasee gelangt ist, überwuchert infolge des zunehmenden Nährstoffüberschusses ganze Küstenabschnitte und blockiert dadurch den Fischer:innen die Zugänge zu den Fischgründen. Im Gegensatz zu anderen Wasserorganismen gedeiht sie prima in einem überdüngten Umfeld. Einige Studien kamen zudem zum Schluss, dass die Zierpflanze die durch Parasiten übertragene Krankheit Bilharziose fördere.

Das Unternehmen Biogas International aus Kenia entwickelt Systeme, um biologisch abbaubare Abfälle und Schlacken in Kochgas zu verwandeln – als Alternative zur weitverbreiteten Holzkohle. Ausserhalb von Kisumu betreibt es eine Pilotstation, die auch das «Unkraut des Victoriasees» zur Herstellung von Biogas nutzt. Im Rahmen der Entwicklung haben Dominic Kahumbu,

der Gründer des Unternehmens, und sein Team die Hyazinthe genau studiert.

Neben einer entzündungshemmenden Wirkung haben Wissenschaftler:innen auch die reinigende Eigenschaft der Pflanze erforscht. Die Hyazinthe sei eine naturgegebene Kläranlage, ist Kahumbu überzeugt. Das Startup entwickelt derzeit eine Methode, wie Wasserhyazinthen Flüsse reinigen können, wenn man sie, vergleichbar mit Ölsperren an den Ausgängen von Städten, an Zuflüssen zum Victoriasee als schwimmende Teppiche anlegt. «Wir lassen die Wasserhyazinthe stromaufwärts wachsen, wir schaffen einen Schwamm, den man kontinuierlich am ältesten Ende erntet. So haben wir ein System, welches das Wasser reinigt und gleichzeitig Material für Dünger, Papier oder Möbel hergibt.» Das wäre zudem eine gute Einkommensquelle für junge Erwachsene, sagt Kahumbu. Er und sein Team wundern sich, wie wenig Beachtung, geschweige denn Verwendung die positiven Eigenschaften der Pflanze bisher gefunden haben.

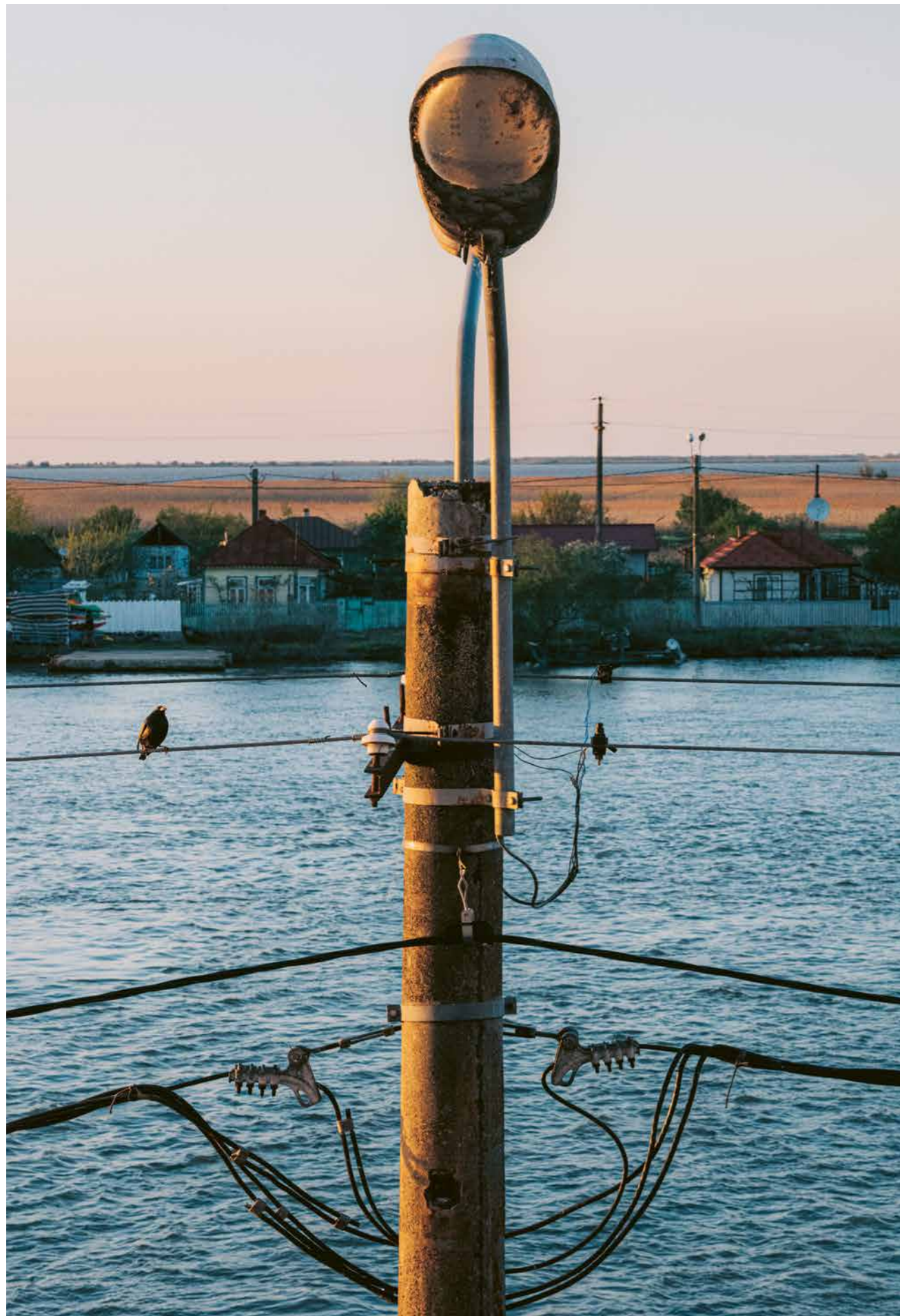
Während Entwicklungsgelder in die Bekämpfung des Unkrauts im Seebecken fließen, sei die Lake Victoria Basin Commission, welche die Investitionen der Weltbank koordiniert, skeptisch gegenüber dem Projekt von Biogas International. Es fehle eine Machbarkeitsstudie. Diese sei nun am Laufen. Das Umweltministerium von Kisumu County habe ihnen aber zugesichert, am Pilotprojekt teilzunehmen. Was noch fehlt, ist Geld. «Sobald wir die Machbarkeitsstudie überprüft haben, sind wir bereit für landesweite Pilotprojekte, die eigentlich überall auf der Welt angelegt werden können. Denn die Wasserhyazinthe ist ein Juwel, die Einladungskarte von Mutter Natur zu sauberem Wasser», ist Kahumbu überzeugt.



Nur einen Steinwurf von der ugandischen Hauptstadt entfernt, lässt ein illegaler Fischer sein Boot, das er den ganzen Tag unter Bäumen versteckt hat, wieder ins Wasser.



Auf einer Müllkippe in einem Feuchtgebiet des Sees reinigt ein Mann Plastiktüten, die er aus Abfallbergen geborgen hat, um sie zu verkaufen. Der Farbstoff der blauen Tüten vermischt sich mit dem Wasser.

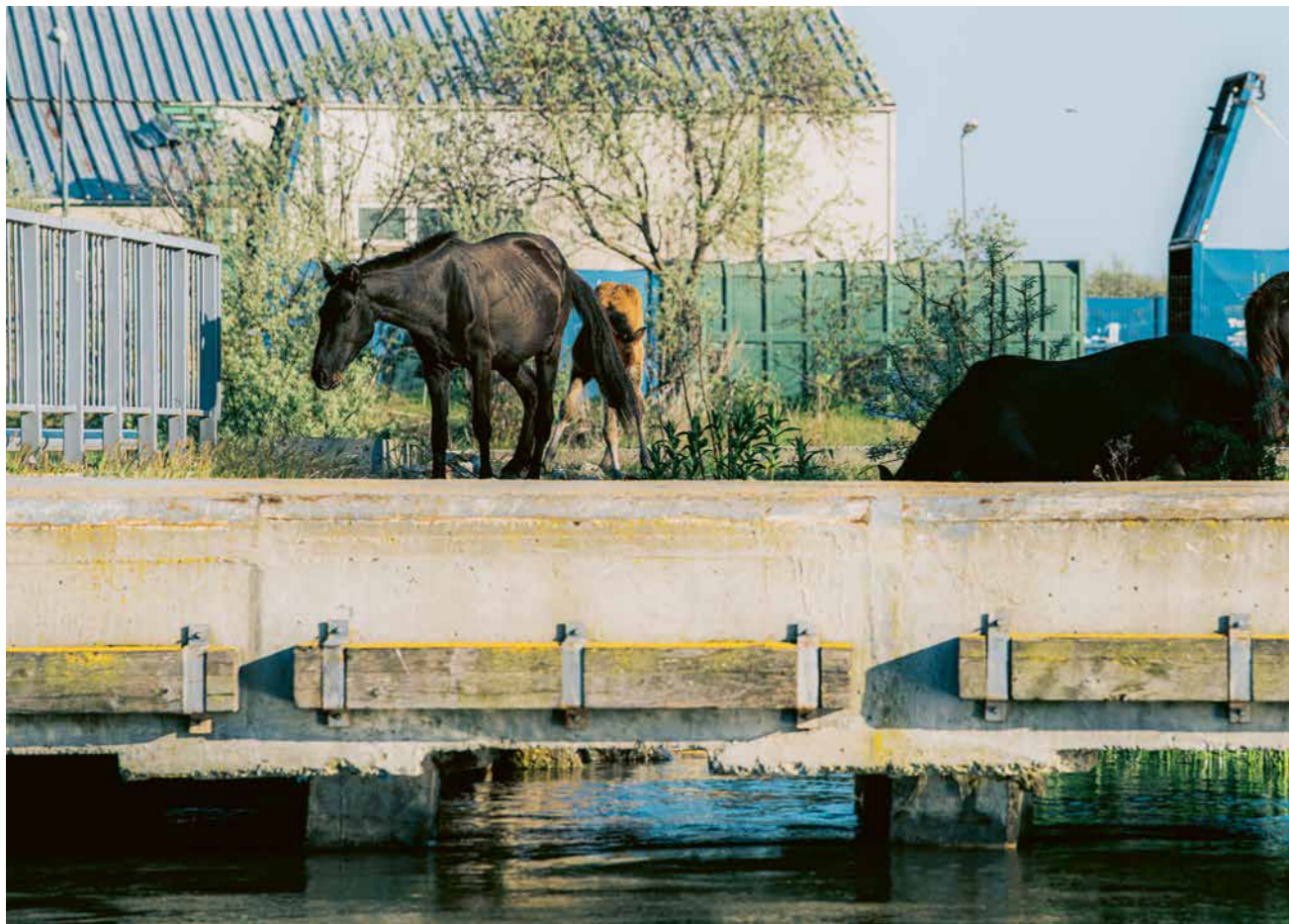


IM

Das Donaudelta ist ein gigantischer, lebender Organismus. Alte Umweltsünden, der Klimawandel und der Ukrainekrieg bedrohen seine Einzigartigkeit. Ein Besuch bei Menschen, die sich um die Natur und um ihre Zukunft sorgen.

**Text: Tobias Asmuth
Fotos: Tobias Kruse**

STROM



*Ich sehe da nicht nur einen Kampf zwischen Mensch und Natur, sondern auch einen zwischen Reportage und Parkblatt.

Der wunderbare Text zeigt doch von selbst, dass die europäischen Gewässer leiden.

Wer dieses Heft liest, weiss warum.

Wie das genau im Donaudelta aussieht: Das ist neu!

Seite 16:
Blick auf den Sulina-Arm der Donau im Mai 2023.

Seite 18, oben:
Wilde Pferde ziehen durchs Donaudelta auf der Suche nach Grünflächen zum Gras.

Seite 18, unten:
Eine veraltete Industrieanlage aus kommunistischer Zeit ragt am Horizont in die Lüfte.

Kurz vor ihrem Ende teilt sich die Donau. Sie fliesst in den Norden und in den Süden. Dabei verschenkt sie grosszügig ihr Wasser, ergiesst sich in unzählige Seitenarme, füllt kleine und grosse Seen. Als wäre sie von ihrem langen Weg zu erschöpft, um zu entscheiden, wie sie das letzte Stück bis zum Schwarzen Meer zurücklegen will, bummelt und trödelt sie und erschafft dabei das Delta, einen einzigartigen Lebensraum, reich an faszinierender Natur, arm an Möglichkeiten für seine Bewohner:innen.

Das Tor zum Delta ist die rumänische Stadt Tulcea. Auf deren Uferpromenade stehen wie jeden Morgen Männer und angeln. Unter dem Kreischen der Möwen teilen sie ihren spärlichen Fang mit geduldig wartenden Katzen. An einem Anleger gehen Mihai Doroftei und seine Kollegen vom Nationalen Donaudelta-Institut an Bord eines Bootes.

Die Wissenschaftler wollen dem Fluss den Puls fühlen. Der nämlich ist aus dem Takt geraten. Als Folge des Klimawandels bringt die Donau mal weniger, mal mehr Wasser in das Delta, wodurch Seitenarme zu versanden drohen. «Das Delta ist wie ein Körper, durch dessen Adern Wasser fliesst. Es kommt immer schlechter in die Kapillaren. Wir überwachen ein Programm, welches das Wasser wieder überallhin bringen soll», erklärt Mihai Doroftei, während das Boot ablegt und Kurs auf das Delta nimmt.

Weil die Menschen Zeitverschwendung nicht schätzen, haben sie einen Teil des Donauwassers in Kanäle gezwungen, die den geraden Weg zur Küste befehlen. Der grösste ist der Sulina-Kanal, über hundert Meter breit und an seinen Rändern mit Steinwällen versehen, die das Ufer vor den Wellen der Frachtschiffe schützen sollen. An den Böschungen grasen Rinder. Von ihnen gibt es immer mehr im Delta. Der Staat subventioniert ihre Anschaffung. Auch deshalb legen Bauern und Bäuerinnen immer wieder Feuer in den verbliebenen Auwäldern, um neue Weideflächen zu gewinnen.

Menschliche Zerstörungswut

Im Delta zeigen sich auf einer Fläche von der Grösse des Kantons Wallis die menschlichen Verhaltensweisen, die unseren Planeten an seine ökologischen Kippunkte bringen: der unstillbare Drang, sich die Natur für die eigenen Zwecke nutzbar zu machen, die Rücksichtslosigkeit gegenüber den eigenen Lebensgrundlagen, das Streben nach Profit. Das Delta leide schon seit Jahrzehnten, erzählt auf der Fahrt János Botond Kiss, 82. Der emeritierte Biologe, fast immer ein Fernglas in der Hand, kennt das Delta seit über sechzig Jahren. Er hat nach der Revolution 1989 eine Gruppe aus Naturschützer:innen aufgebaut («die erste landesweite Ökopolizei») und Hunderte wissenschaftliche Abhandlungen über die Tierwelt Rumäniens verfasst. Ganz besonders am Herzen liegen ihm die



Gäste des Deltas, die vielen hunderttausend Zugvögel, die im Frühling und Herbst auf den Seen Rast machen. Zu ihrem Glück sei immerhin die Zeit der zerstörerischen Experimente unter Diktator Ceaușescu vorbei, der das ganze Delta trockenlegen und zu einer Agrarfabrik umwandeln wollte.

Das Boot biegt ein in einen Seitenarm, von dem nach einer Weile ein noch kleinerer Arm abgeht. Dort liegt ein Bagger-schiff, das unter Getöse Schlamm aus dem Wasser auf das Ufer schaufelt. Das Boot steuert vorsichtig an die Böschung. Mihai Doroftei springt an Land. Er macht Fotos und notiert die Namen der Pflanzen in einen Spiralblock. «Auf dem Schlamm siedeln sich vor allem invasive Arten an», stellt er fest. «Für sie scheint es eine Nische zu sein. Das ist ein unerwünschter Effekt unserer Bemühungen, durch das Abtragen von Sandbänken den Wasserkreislauf wieder in Schwung zu bringen.»

Weiter geht es auf immer schmalere Wasserwegen, die von den Büschen am Ufer fast verschluckt werden. Der Wind fährt durch die Äste der Weiden und bringt das raschelnde Schilf zum Tanzen. Die Wissenschaftler wirken wie Freunde, die einen Ausflug machen. Aber sie verbindet die Sorge um die Tiere und Pflanzen des Deltas. Ihre Gespräche kreisen um Seeadler, Schwarzstörche, Ibis, Nachtreiher und Pelikane, um Rotfüchse, Fischotter und Mönchsrobben, um Schilfrohr, Wasserlilien und Teichrosenfelder.

Immer weniger Fische im Netz

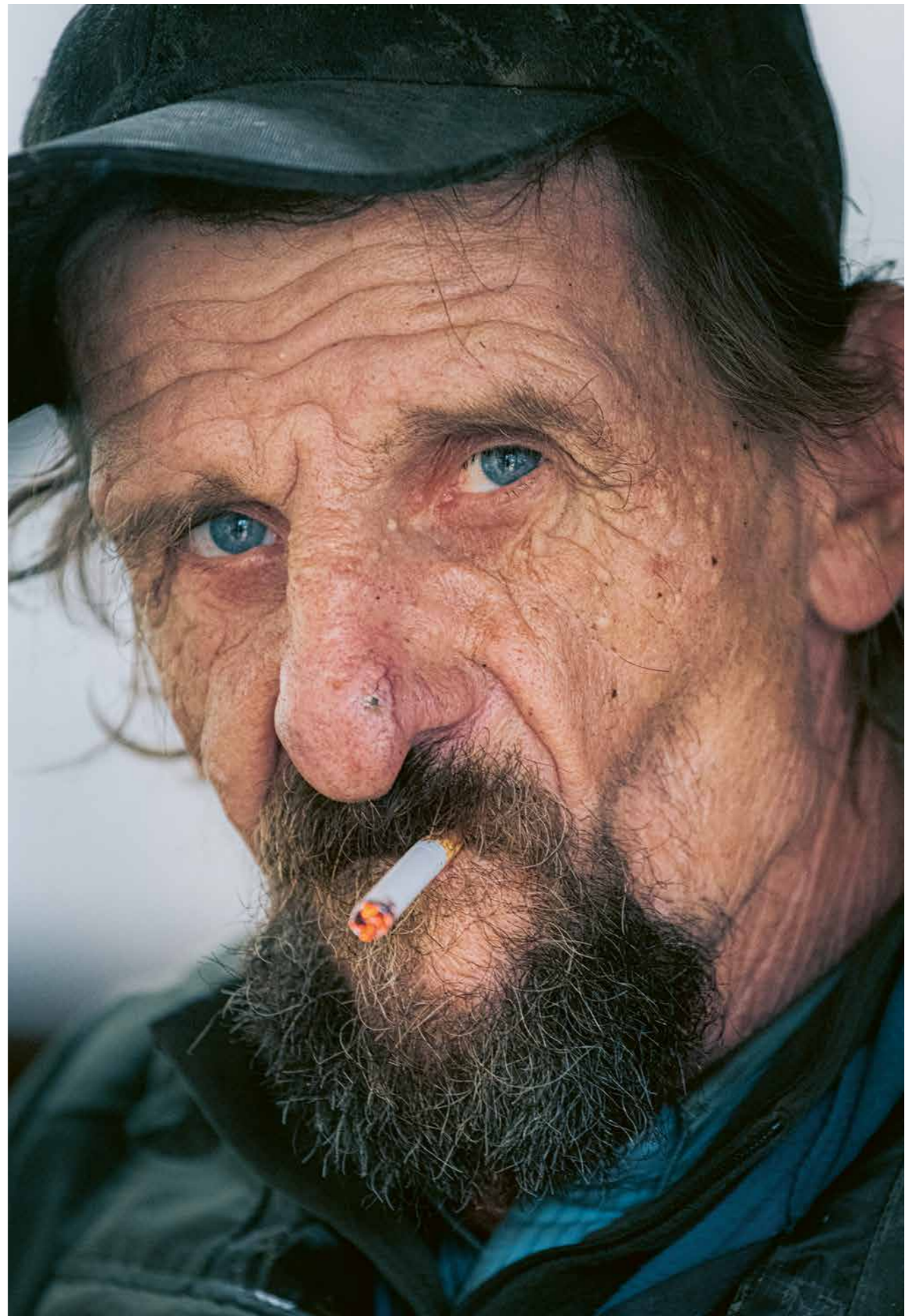
Noch ist die Biodiversität des Deltas mit bis zu 5200 Tier- und Pflanzenarten spektakulär. Doch nicht zuletzt durch den Klimawandel nimmt sie seit Jahren ab. So ziehen manche Vögel in den Norden, weil ihnen das Delta zu warm wird. Auch der Fischreichtum ist bedroht. «Die Laichzeiten verschieben sich. Eigentlich müssten die Schutz- und Fangperioden angepasst werden. Aber das passiert nicht», sagt Mihai Doroftei. So werde es für die Fische schwerer, zu überleben. Der Druck auf die Bestände wachse, auch weil Fischfang neben Tourismus die einzige Einkommensquelle für die Bewohner:innen des Deltas ist.

So wie für Mihai Butalchin, 34. Der Mann in Flecktarnhose und grünem T-Shirt besitzt eine Fischfanglizenz wie rund 1000 andere Berufsfischer. «Davon fischen aber nur 600 das ganze Jahr. Der Rest macht im Sommer Bootstouren für Touristen», erzählt Butalchin in seinem Camp La Nea Simion, das aus einer mit getrocknetem Schilf gedeckten Hütte und Schuppen besteht, um die magere Kätzchen streunen. Von hier aus kontrolliert der Fischer seine Reusen, die er in den umliegenden Seen ausgelegt hat. Alle haben Marken aus Metall. So können die Ranger der Administrația Rezervației Biosferei Delta Dunării, die für den Schutz des

Seite 20, oben links:
Eine Schlange
bahnt sich ihren Weg
am Ufer der Donau.

Seite 20, oben rechts:
Die untergehende
Sonne lässt das Do-
nau-delta in rötlichem
Glanz erstrahlen.

Seite 20, unten:
Tauben kämpfen in
Tulcea um Nahrung.



Deltas zuständig sind, bei ihren Kontrollen sehen, ob die Reusen registriert sind.

72 Prozent der Fläche des Deltas stehen unter Naturschutz. Es ist ausserdem seit 1990 Biosphärenreservat. In solchen von der Unesco initiierten Modellregionen soll – so die Idee – eine nachhaltige Entwicklung in ökologischer, ökonomischer und sozialer Hinsicht verwirklicht werden. Die Fischer:innen des Deltas können deshalb schon lange nicht mehr überall ihre Netze auswerfen. Auch illegale Fangmethoden wie die Elektrofischerei sind zurückgedrängt worden. Trotzdem fängt Mihai Butalchin immer weniger Zander und Hechte und immer kleinere Barsche. Das liegt auch an der wachsenden Zahl von Hobbyangler:innen. Sie sitzen überall im Schilf oder in Booten. Eigentlich dürfen sie nur für den Eigenbedarf fangen, viele aber verkaufen den Fisch an Restaurants. Das gilt auch für den Stör, der streng geschützt ist.

Langsamer Tourismus gewünscht

Die grosse Zeit sei schon lange vorbei, sagt Mihai Butalchin und zückt aus der Hosentasche sein Portemonnaie, klappt es auf und zeigt ein altes Schwarzweissfoto seines Grossvaters. Der stolz blickende Mann wurde für Planerfüllung, also das Erreichen der Fangquoten, mehrmals mit Orden ausgezeichnet. Sie blinken auf seiner Brust, als wären sie elektrisch aufgeladen. Sein Enkel Mihai träumt von einer Aquakultur. Das sei die Lösung, findet er, die Bestände könnten sich erholen und er hätte endlich ein stabiles Einkommen.

Die Wissenschaftler vom Donaudelta-Institut sind skeptisch. Aquakulturen seien kostspielig, aufwendig und verschmutzen das Wasser mit Futter und Antibiotika. Ihrer Einschätzung nach gibt es einfach zu viele Fischer:innen. Das zu sagen ist heikel. Denn wo sollen die Menschen arbeiten? Im Tourismus? Forscher Mihai Doroftei verzieht das Gesicht. Die Antwort auf diese Fragen ist genauso heikel. «Tourismus ist bei uns die wichtigste Einnahmequelle. Aber so wie jetzt bringt er das Delta an seine Grenze.» Unterlegt vom Dröhnen des Aussenbordmotors, spricht er dann über einen anderen Tourismus. Nachhaltiger sollte der sein, vor allem aber: langsamer.

Denn in den Häfen von Tulcea, Sulina oder Sfântu Gheorghe liegen immer mehr schnittige Schnellboote. Ihre Besitzer:innen versprechen ihren Kund:innen, ihnen in vier Stunden die schönsten Stellen des Deltas zu zeigen. «Das macht doch keinen Sinn», sagt Mihai Doroftei und schüttelt den Kopf. «Die Menschen kommen in diese besondere Landschaft, und dann schies- sen sie durch die Kanäle, ohne wirklich etwas zu sehen.» So ein Tagestourismus belaste die Natur und er bringe auch geringere Einnahmen als längere Aufenthalte. Sein Institut arbeite an einem



Die Fotos sind spektakulär. Sind es nicht auch sie, die Greenpeace charakterisieren?

Seite 22:
Seit 2009 liegt das Wrack der Turgut Usta vor der Küste im Schwarzen Meer.

Seite 23:
Ein Fischer im Camp La Nea Simion. Er blickt einer düsteren Zukunft entgegen.

Seite 25, oben links:
Ein Plastik-Storch steht vor einem geschlossenen Imbissstand.

Seite 25, oben rechts:
Eine Fähre transportiert einen LKW vom einen Donau-Ufer zum anderen.

Seite 25, unten:
Ein verendeter Vogel am Strand von Sulina. Kein seltenes Bild.



Managementplan, in dem für einen sanften Tourismus geworben wird. Bird-Watching statt Boat-Racing. Leider sei ein Verbot der Rennboote überhaupt nicht in Sicht.

Zur Abwechslung paddelnd

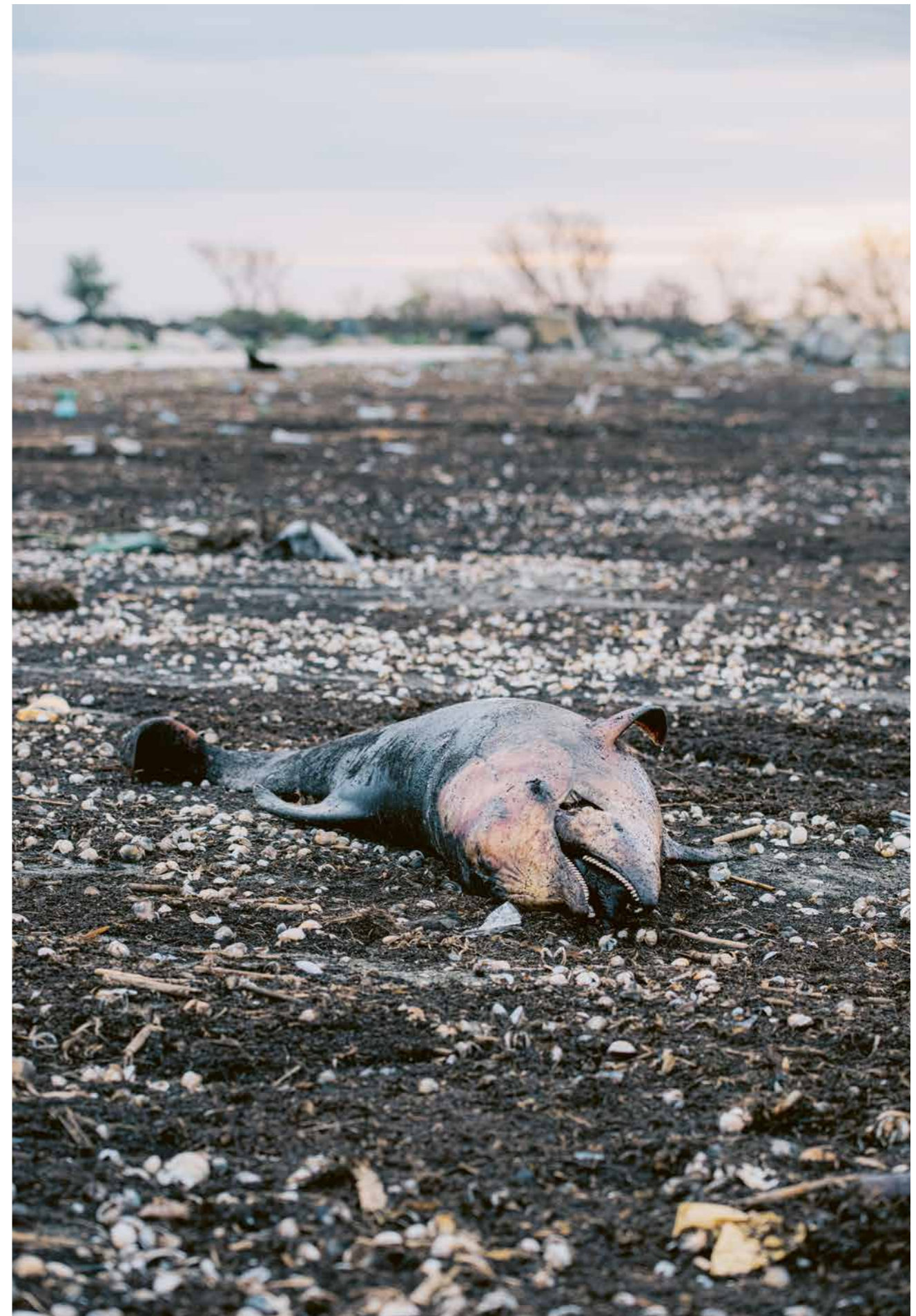
Auch vor dem Dorf Mila 23 liegt das hochtourige Jaulen der Schnellboote in der Luft. Es mischt sich mit dem Lärmen der Ausflugsdampfer, von deren Decks rumänische Schlager und immer wieder «An der schönen blauen Donau» über das schlammig-trübe Wasser ans Ufer wehen. Die 23 nach Mila steht für die Meilen, welche die Donau bis zum Schwarzen Meer noch zurückzulegen hat. Ivan Patzaichin stammt von hier, ein legendärer Kanu-Rennfahrer, der bei den Olympischen Spielen von 1968 bis 1984 vier Gold- und drei Silbermedaillen gewann. Und Victor Vasiliu, 27, der sich mit von ihm geführten Kanutouren seinen Traum von einem selbstständigen Leben im Delta erfüllen möchte. Er will seine Gäste nicht über die Kanäle jagen, sondern mit ihnen paddelnd die Natur entdecken.

Bei einer Bootstour über die Seen in der Umgebung seines Dorfes erzählt Victor, dass früher alle Männer in Mila Fischer waren. Aber das habe keine Zukunft: «Wenn du das Meer vor der französischen Küste leer fischen kannst, dann schaffst du das auch mit dem Delta.» Während er das Lenkrad mit den Knien steuert und sich eine Zigarette dreht, spricht er davon, dass er sich erfolglos um eine Stelle als Ranger beworben habe. Leider habe er wie die meisten Menschen in Mila 23 oder Sulina nur einen einfachen Schulabschluss. Die Ranger kämen mehrheitlich aus Bukarest. Dabei sei das Delta sein Spielplatz. Er grinst unter seiner Ray-Ban-Sonnenbrille: «Ich kenne hier jeden Pelikan mit Namen.» Tatsächlich entgeht kein Eisvogel und keine Wasserschlange seinem Blick. Auch keine weggeworfenen und auf dem Wasser treibenden Bierdosen, die er langsam ansteuert und einsammelt.

Für Victor ist es unmöglich, mit seiner Idee bei einer Bank einen Kredit zu bekommen. Er will trotzdem mit einem Freund und einigen gebrauchten Kanus in diesem Sommer starten. Bis dahin wird er auf einem Fischtrawler vor der schottischen Küste anheuern, um Geld zu verdienen.

Tierische Opfer des Ukrainekrieges

Vor der Küste des Deltas am Eingang zum Sulina-Kanal stehen Frachtschiffe im Stau. Nach und nach schieben sie sich in den an manchen Stellen eigentlich zu engen und zu wenig tiefen Kanal, vorbei am alten Leuchtturm, an Bürgerhäusern aus dem 19. Jahrhundert, sozialistischen Plattenbauten sowie stillgelegten Konservenfabriken. Die Schiffe fahren durch den rumänischen Kanal zu den ukrainischen Donauhäfen Ismail oder Reni, um dort Getreide



Seite 27:
Auch tote Delfine
werden an der Küste
des Donaudeltas
öfters gesehen.

zu laden, das nach den russischen Bombardierungen nicht mehr einzig über Odessa verschifft werden kann. Mit ihrer Fracht geht es zurück ins Schwarze Meer nach Constantia, wo das Getreide auf noch grössere Schiffe für den Transport in alle Welt umgeladen wird.

Der durch den Krieg ausgelöste Pendelverkehr belastet das Delta schwer. «Die Schiffe warten tagelang bei laufendem Motor, sie lassen Wasser und Öl ab, schleppen invasive Arten ein», weiss Halyna Morhun. Die junge Wissenschaftlerin aus der Ukraine forscht zur Wasserqualität der Donau. Die habe sich dramatisch verschlechtert, auch weil die viel zu grossen Schiffe die Sedimente am Grund aufwühlten.

Am Ende schiebt die Donau ihr braunes Wasser träge in das blaue Meer. Der mächtige Strom, der über 2850 Kilometer durch halb Europa fliesst, löst sich still, fast unmerklich auf. An den Stränden liegen immer häufiger ungewöhnliche Opfer des Ukrainekrieges: tote Delfine. Explosionen im Meer und der militärische Einsatz von Sonartechnik zerstören das Navigationssystem der Tiere. Sie sind ein Symbol für die Gefahr, in der das Delta schwebt.

↳ Vor allem sind sie doch ein Symbol dafür, was für eine Zerstörung in der Ukraine an Land und Leute angerichtet wird.

Tobias Asmuth, 1971 in Dortmund geboren, lebt in Berlin. Er schreibt für Magazine und Zeitungen in Deutschland, der Schweiz und Österreich. In den vergangenen Jahren hat er einen Schwerpunkt auf Umweltthemen gelegt. Ausgezeichnet mit Preisen und Stipendien u. a. für die Reportage über eine geplante Lithium-Mine in Portugal.

Tobias Kruses Arbeit hat verschiedene thematische Dimensionen, er beschäftigt sich hauptsächlich mit kulturellen, sozialen und ökologischen Themen. Dabei ist sein Ansatz so persönlich wie möglich. Seit 2011 ist er bei der Fotoagentur Ostkreuz tätig. Er wuchs in Mecklenburg auf.

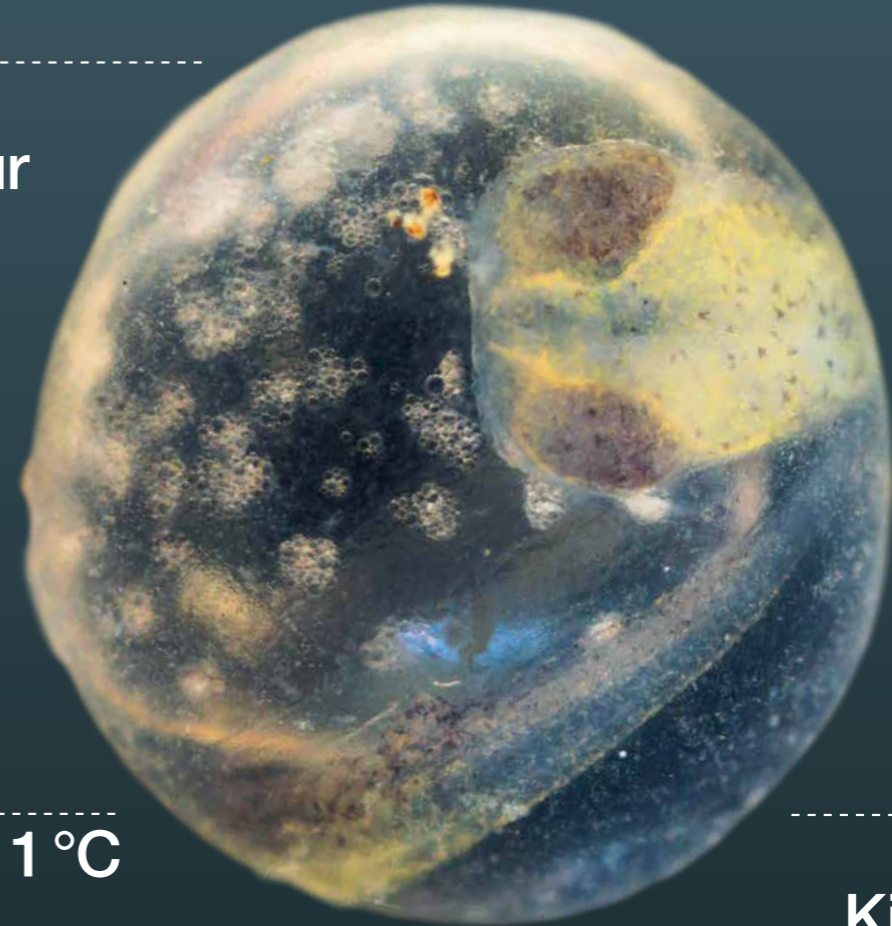
Das steckt dahinter

Fischsterben

61 Prozent

1,5 Tonnen

Gutes
Gespür



0,1 bis 1 °C

400
Kilometer

61 Prozent

Von 71 in der Schweiz einheimischen Fischarten stehen 43 auf der Roten Liste, was rund 61 Prozent entspricht. Davon gelten 9 Gattungen als bereits ausgestorben. Gerade mal 14 Schweizer Fischfamilien werden in die Kategorie «nicht gefährdet» eingestuft.

Gutes Gespür

Fische sind intelligente Lebewesen, die wissen, an welchen Stellen in Gewässern sie eine Überlebenschance haben, wenn es zu heiss wird. Dies ermöglicht ihnen ihre Sensorik, die schon kleinste Temperaturabweichungen bemerkt. So konnte bereits beobachtet werden, wie Äschen einen schwimmenden Gartenschlauch mit Hahnenwasser im Fluss erkannten.

0,1 bis 1 °C

Fische passen ihre Körpertemperatur dem Wasser an, sie liegt jeweils etwa 0,1 bis 1 °C über der Wassertemperatur. Ein Problem, wenn man bedenkt, dass Schweizer Flüsse sich in den letzten 40 Jahren um 0,33 °C pro Jahrzehnt erwärmt haben und diese Entwicklung anhält.

1,5 Tonnen

2022 gilt als Schweizer Hitzesommer. Damals stiegen die Wassertemperaturen vielerorts über 25 Grad an. Eine Grenzüberschreitung, die für viele Fischarten in der Schweiz den Tod bedeutete. So starben allein im Zürcher Abschnitt der Thur rund 1,5 Tonnen Bachforellen, Groppen, Äschen und Barben.

400 Kilometer

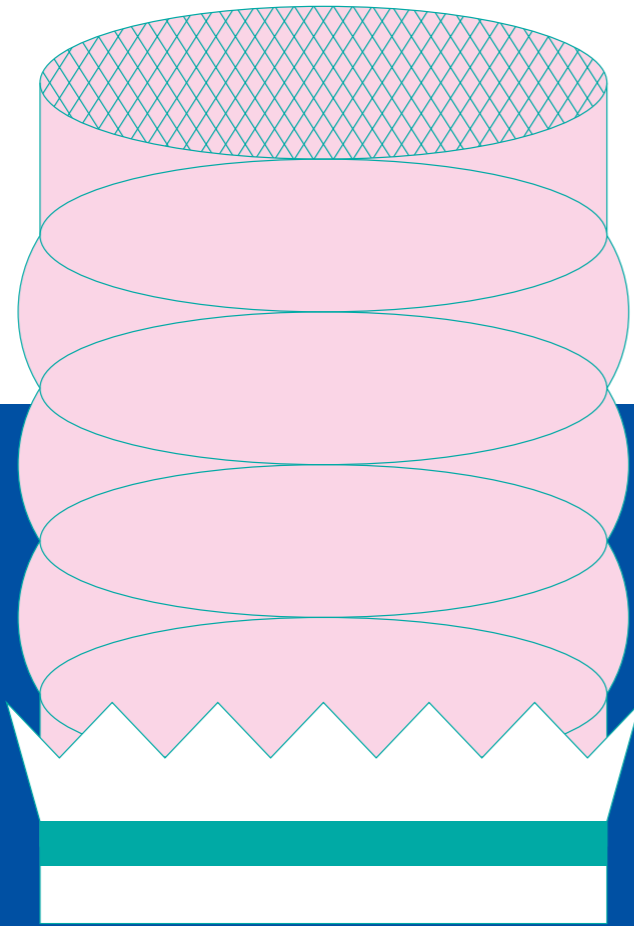
Auch 2003 und 2018 kam es in der Schweiz bereits zu Hitzesommern. Letzterer führte zu so hohen Wassertemperaturen, dass man in 19 Kantonen Fische aus Gewässern herausholte, um sie vor der Verendung zu retten. Insgesamt wurde eine Länge von 400 Kilometern abgefischt.

Bild: Fischer: blickwinkel/Alamy Stock Foto

Quellen: Bafu, «Rote Liste der gefährdeten Arten der Schweiz: Fische und Rundmäuler», Stand 2022; SFV, «Massnahmenkonzept Hitzesommer und Fischerei», 2019; Aquaplus, «Fischschutzmassnahmen bei Hitzeereignissen», 2022; bafu.admin.ch, «Hitze und Trockenheit im Sommer 2022»; Bafu, «Hitze und Trockenheit im Sommer 2018», 2019.

Text: Danielle Müller, Greenpeace Schweiz

Plastik-Upcycling für kleine Unterwasser-Forscher:innen



1.

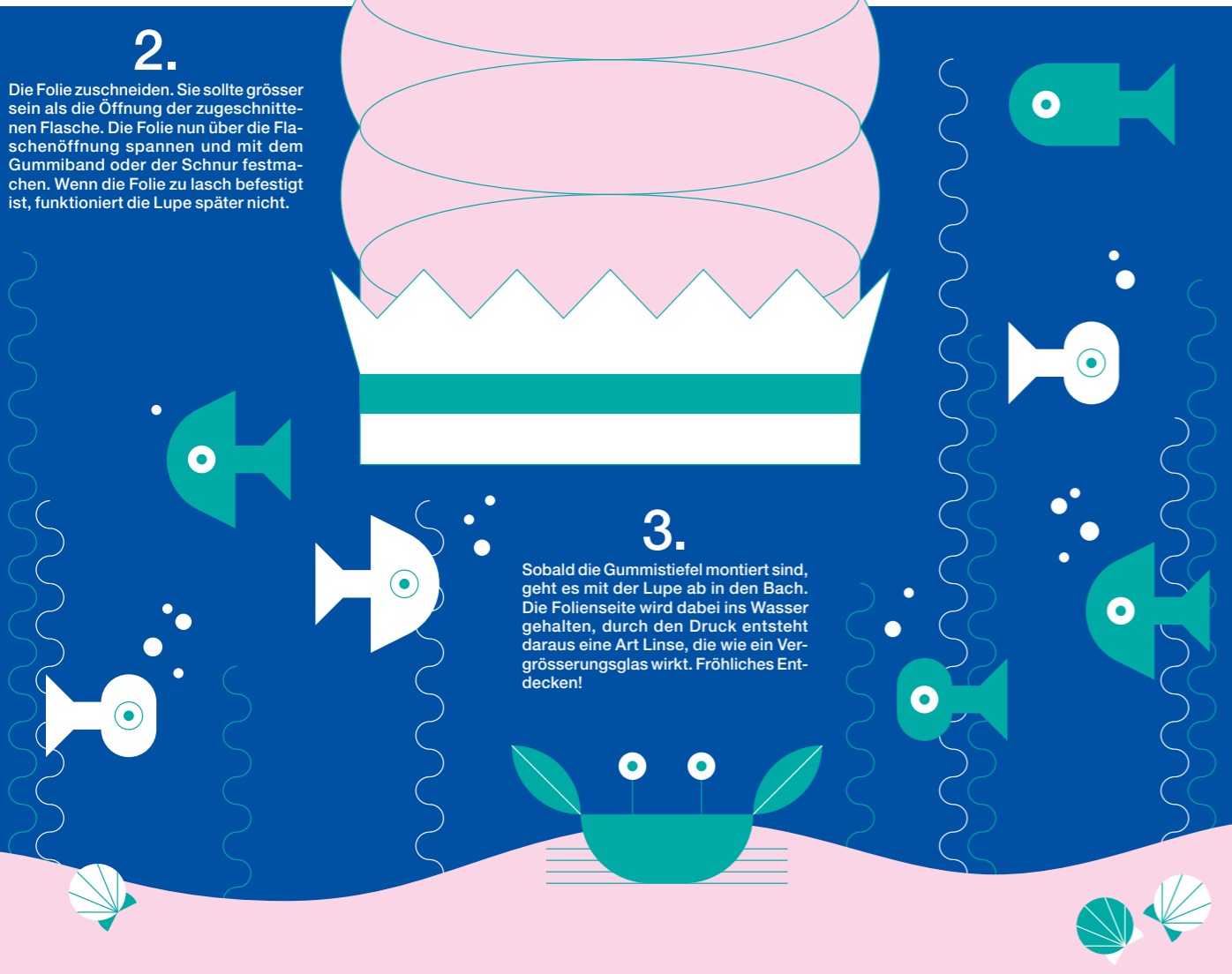
Bei der PET-Flasche den Boden und den Hals abschneiden. Falls die Kanten zu scharf sind, mit Schleifpapier abschleifen.

2.

Die Folie zuschneiden. Sie sollte grösser sein als die Öffnung der zugeschnittenen Flasche. Die Folie nun über die Flaschenöffnung spannen und mit dem Gummiband oder der Schnur festmachen. Wenn die Folie zu lasch befestigt ist, funktioniert die Lupe später nicht.

3.

Sobald die Gummistiefel montiert sind, geht es mit der Lupe ab in den Bach. Die Folienseite wird dabei ins Wasser gehalten, durch den Druck entsteht daraus eine Art Linse, die wie ein Vergrösserungsglas wirkt. Fröhliches Entdecken!



In Schweizer Gewässern tummelt sich das Leben – noch. Mit einer selbst gemachten Unterwasserlupe können Sie Ihren Kindern oder Enkelkindern das bunte Treiben im Dorfbach näherbringen und dabei zeigen, was es zu schützen gilt.

Das brauchts

- 1 leere PET-Flasche
- 1 durchsichtige Folie, z. B. von Gefrier- oder Obstbeuteln
- 1 Gummiband oder Schnur
- 1 Cuttermesser oder Schere

Illustration: Raffinerie

0 m²

Die Schweiz hat einen blinden Fleck. Wir haben zwar wunderbare Pärke für Steinböcke, Uhus und Luchse, aber Fische finden keinen einzigen Quadratmeter geschützten Lebensraum. Folge: Drei Viertel der Arten sind gefährdet oder ausgestorben. Was nun?

Autor: Christian Schmidt



David Bittner, Geschäftsführer Schweizerischer Fischerei-Verband (Trägerorganisation der Biodiversitätsinitiative)



Christoph Vorburger leitet die Abteilung Aquatische Ökologie an der Eawag und ist Titularprofessor am Institut für Integrative Biologie der ETH.

In der Schweiz kommt es jeden zweiten Tag zu einem Fischsterben. Braucht es alle zwei Tage ein Menschensterben, bis wir verstehen, dass es uns eines Tages gleich gehen könnte?

Dafür braucht es kein Menschensterben. Tote Rehe oder tote Singvögel jeden zweiten Tag würden genügen, damit wir aufwachen. Fische sind uns zu fern, sie leben verborgen im Wasser.

Oh, come on!

Fische sind uns zu fern.

David Bittner

Drei Viertel unserer Fisch- und Krebsarten sind auf der Roten Liste verzeichnet oder bereits ausgestorben. Legen wir es darauf an, dass die Wasserwelt noch ganz verschwindet?

Ja, das kann man so sagen. Die Biodiversität in unseren Gewässern ist in einem sehr schlechten Zustand. Leider ist der Verlust an Biodiversität im Wasser noch grösser als in anderen Lebensräumen.

Das Rätsel rund um das Greenpeace-Magazin

1 Wie viele Fischarten stehen in der Schweiz auf der Roten Liste?

N: 65
F: 43
P: 28

2 Wann stimmen wir über das Referendum zum Stromgesetz ab?

L: 9. Juni *Ja!*
V: 16. September
R: 8. Dezember

3 Was ist Harald Naegeli seines Zeichens?

C: Bücherautor
I: Graffiti-Künstler
F: Comedian

4 Welchen See konnte Greenpeace Ungarn schützen?

E: Neusiedler See
T: Altwohner See
S: Hochbürger See

5 Wie viele Eier legt ein Kreuzkrötenweibchen?

E: 200 bis 300
S: Bis 4000
N: 40 bis 50

6 Was gelangt aufgrund der Klimaerwärmung vermehrt in Gewässer?

I: Öl
U: Abfall
S: Schadstoffe

7 Auf welchem Kontinent liegt der Victoriasee?

J: Australien
T: Europa
E: Afrika

8 Was will die Initiative für Ernährungssicherheit?

N: Eine klimafreundliche Land- und Ernährungswirtschaft
P: Eine restriktivere Einwanderungspolitik
T: Eine fossilere Energieversorgung

Lösungswort:

Wir verlosen zehn Mal das Poster «Apis mellifera». Seit Menschengedenken wird sie verehrt und bewundert, besungen und gepriesen: die Biene, Apis mellifera, ist eines unserer Lieblingsinsekten – ein staunenswertes und mythenumranktes Wesen und überdies unser dritt wichtigstes Nutztier. Ohne sie wäre die Welt weniger bunt und das Angebot an Obst und Gemüse sehr kümmerlich.

Senden Sie das Lösungswort inklusive Ihrer Adresse bis zum 15. Juni 2024 per E-Mail an redaktion@greenpeace.ch oder per Post an Greenpeace Schweiz, Redaktion Magazin, Stichwort Ökorätsel, Postfach, 8036 Zürich. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt.



Ich sitze im Zug, schaue aus dem Fenster, die Landschaft zieht vorbei, und plötzlich erhasche ich an einer Hauswand in grossen Buchstaben die folgende Aussage: «Das Prinzip aller Dinge ist Wasser; aus Wasser ist alles, und ins Wasser kehrt alles zurück.» Der griechische Mathematiker und Naturphilosoph Thales von Milet (um 625–547 v. Chr.) war der Erste, der das Wasser – dieses eine Element – als archē, den Ursprung allen Seins, bezeichnete.

Unsere Erde ist ein blauer Planet. Der grösste Teil ihrer Oberfläche ist von Wasser bedeckt, wovon 96 Prozent auf die Weltmeere, also Salzwasser, entfallen. Der kleine Rest ist das für uns Menschen so kostbare Süsswasser. Wasser schenkt Leben für Mensch und Natur. Wasser schenkt Vielfalt. Wasser ist eine immer knapper werdende Ressource und eine wertvolle Ware, die immer häufiger die Ursache von Konflikten ist.

Ich erinnere mich an das Buch «Die Geschichte des Wassers» von Maja Lunde, das mich vor einigen Jahren nachhaltig beeindruckt hat. Die existenzielle Not der Protagonist:innen war mir beim Lesen körperlich spürbar geworden. Mittlerweile lassen uns die Hitze- und Trockenperioden der letzten Sommer ganz direkt spüren, dass Wassermangel ein Szenario ist, das auch unsere Breiten betrifft. Das Wasserschloss Schweiz trocknet aus.

Das Prinzip aller Dinge ist Wasser ...

Herzliche Grüsse



Iris Menn
Geschäftsführerin
Greenpeace Schweiz

Kreuzkröte (Epidalea calamita)

Merkmale

Die Kreuzkröte erhielt ihren Namen aufgrund der typischen gelben Linie, die sich über den gesamten Rücken des Amphibiums zieht. Ansonsten hat sie eine braunolive Farbe und ist teilweise mit rotbraunen Warzen übersät. Ebenfalls charakteristisch sind ihre sehr kurzen Hinterbeine, weshalb die Krötenart schlecht springen kann und sich mäuseartig krabbelnd fortbewegt.

Während der Paarungszeit locken Kreuzkrötenmännchen ihre Weibchen mit bis zu zwei Kilometer weit hörbaren Rufen an. Dies ermöglicht ihre Schallblase, die an der Kehle sitzt und sich beim Rufen auf mindestens die halbe Körpergrösse der Kröte aufbläht.

Lebensraum

Ursprünglich besiedelte die Kreuzkröte gerne Kies- und Sandbänke unkorrigierter Mittellandflüsse oder flach auslaufende Seeufer mit lockerer Vegetation. Heutzutage ist sie praktisch nur noch in künstlichen Lebensräumen wie in Kiesgruben, auf Baustellen oder auf Waffenplätzen zu finden. Dort machen sich die Amphibien zum Ablaichen im Frühling jeweils auf die Suche nach Wasserstellen. Haben sie eine Pflanze oder einen Tümpel gefunden, legt das Weibchen darin bis zu 4000 Eier.

Gefährdung

Vor zehn Jahren traf man die Kreuzkröte noch häufig in den Kantonen Baselland, Freiburg, Bern, Zürich und Aargau an. Heute ist sie nur noch in den tieferen Lagen der Alpennordseite zu finden und auch dort eher selten. Dies, weil ihr bevorzugter Lebensraum durch die Verbauungswut des Menschen erheblich geschrumpft ist. Aber auch ihre Ersatzlebensräume wie Kiesgruben bieten den Tieren nur eine Heimat auf kurze Dauer, da solche Gebiete häufig für den wirtschaftlichen Nutzen rekultiviert werden. Dieser Zustand hat dazu geführt, dass die Kreuzkröte in der Schweiz mittlerweile als «stark gefährdet» eingestuft wird.

Quelle: infofauna.ch/de/beratungsstellen/amphibien-karch/die-amphibien/arten/kreuzkroete#gsc.tab=0

Illustration: Janine Wiget ist gelernte Grafikdesignerin und Hochbauzeichnerin. Die Zürcherin arbeitet als freischaffende Illustratorin in verschiedensten Themenbereichen.

Konto / Zahlbar an
CH07 0900 0000 8000 6222 8
Greenpeace Schweiz
Badenerstrasse 171
8036 Zürich

Zusätzliche Informationen
40000000022906

Zahlbar durch (Name/Adresse)

Zahlteil



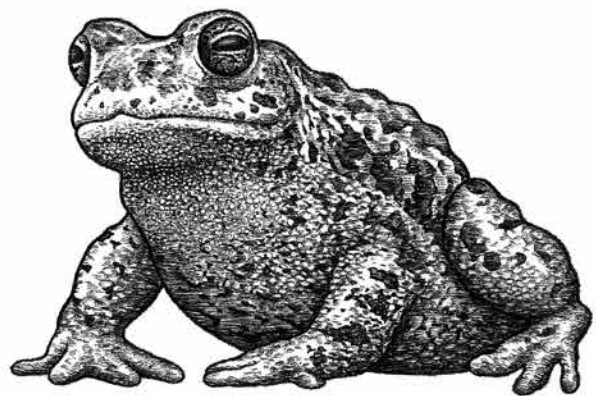
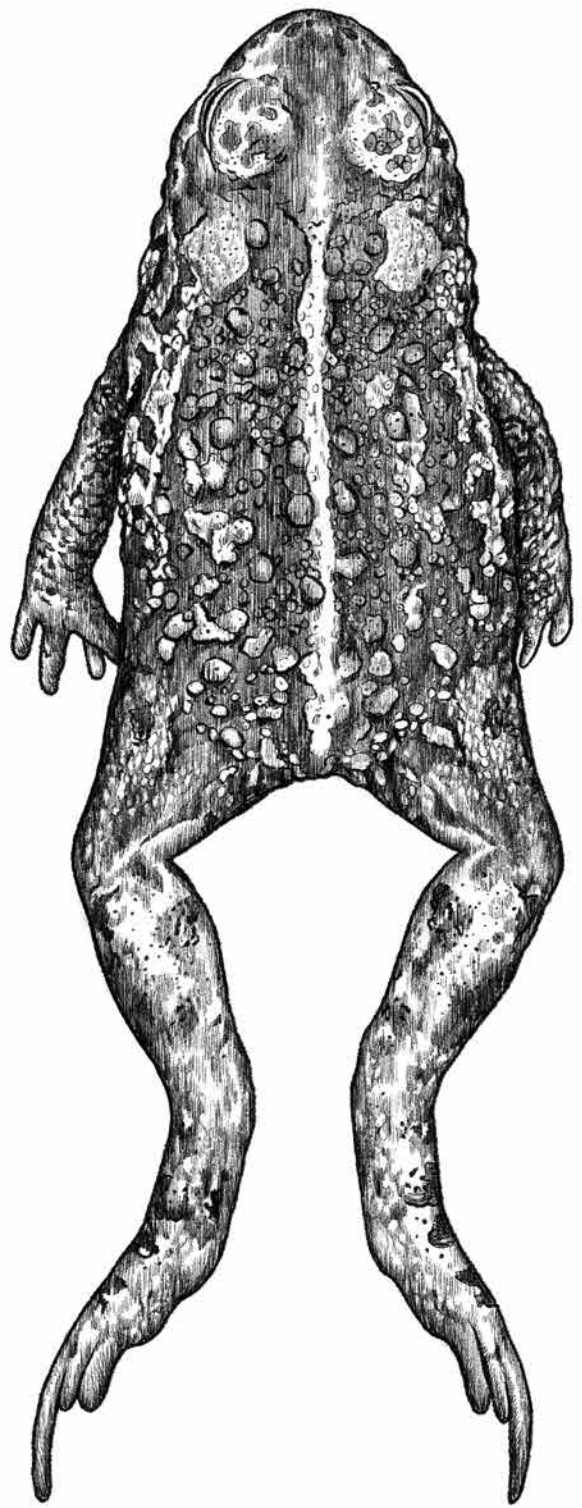
Währung Betrag
CHF

Empfangsschein

Konto / Zahlbar an
CH07 0900 0000 8000 6222 8
Greenpeace Schweiz
Badenerstrasse 171
8036 Zürich

Zahlbar durch (Name/Adresse)

Währung Betrag
CHF



AZB

CH-8036 Zürich
PP/Journal
Post CH AG

ICH habe selbst zuweilen für Magazine und Zeitungen geschrieben. Und was ich da gelernt habe, ist, dass jede Publizist:innen immer recht haben.
Wie oft wurde gestritten, dass diese oder jene Meinung nicht vertretbar sei. Wie oft wurde zensiert.
Je besser die Sache war, wofür das Medium stand, desto grösser waren die Streitigkeiten innerhalb der Redaktion.

DASS nun das Greenpeace Magazin es wagt, jemanden - auf gut Berühmtheit gesagt - das Heft zerschneiden zu lassen, beeindruckt mich deshalb sehr. Eine globale Organisation wagt, was sich die kleinsten Vereine nie trauen würden.

Und wenn ich von etwas überzeugt bin, dann, dass nur wahre Wagnisse - in diesem Fall wahre Kritikfähigkeit - einen weiterbringen.

HEUTE schreibe ich - wenn ich nicht zu Hause bei meinem Sohn bin - nur noch Romane. Da geht es auch um Konflikte, jedoch um innere, für die Welt unwichtige.

... und solche,
die ich glücklicherweise nicht von Hand
aufschreiben muss.

Im Frühling
2025 erscheint
der neue Roman:
"Santa Teresa"
!BUY NOW!

Flurin Jecker, 1990 in Bern geboren, studierte Biologie und Literarisches Schreiben. Während seiner Studienjahre arbeitete er als freier Journalist bei der Berner Tageszeitung «Der Bund» sowie als Velokurier. 2017 erschien sein Debütroman «Lanz» bei Nagel & Kimche, wofür er mehrfach ausgezeichnet wurde. Heute gibt er Workshops in kreativem Schreiben und lebt als freier Schriftsteller. Im Juli 2021 erschien sein zweiter Roman «Ultraviolet» beim Haymon-Verlag.